



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lehmann, Max: Französischer Mythos und deutsche Kritik über die
1795-97.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Französischer Mythos und deutsche Kritik über die Jahre 1795—97.

H. v. Sybel: Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800. IV. Bd. 1. Abth.

Wer jemals neben einander alte und neue Geschichte studirt hat, ist durch einen augenfälligen Unterschied in der Beschaffenheit des Quellenmaterials überrascht worden. In der alten Geschichte handelt es sich meist um wenige Stellen, höchstens Seiten eines Schriftstellers, zu denen günstigen Falls einige Urkunden- und Denkmäler-Reste hinzukommen: der Forscher arbeitet mit lauter Mosaikstiften und ist froh, wenn das gewonnene Bild keine zu großen Lücken aufweist. Gilt es hier aus wenigem viel zu machen, so in der neuen Geschichte wenig aus vielem; der Stoff wächst, je mehr man sich der Gegenwart nähert, in reißend schneller Progression, so daß, wer nicht versteht, sich zu orientiren, zu übersehen, zu beherrschen, entweder erdrückt wird und zu gar keinem umfassenden Standpunkt gelangt oder sich mit einem leichten Abhube von den Quellen begnügt, dafür seiner Phantasie einen desto freieren Spielraum gewährend. Daher können die reichhaltigsten Perioden doch die relativ unbekanntesten bleiben oder der Tummelplatz des Mythos werden, welchen man sonst nur im grauen Alterthum zu suchen geneigt ist.

Kein Abschnitt der neueren Geschichte ist von diesem Schicksal mehr betroffen worden, als das Zeitalter der französischen Revolution. Hier ist der Zufluß von Material so überwältigend, daß die Schnelligkeit und Dreistigkeit manches Urtheils in Erstaunen setzen müßte, wenn man außer Acht ließe, daß sie der Gegenwart viel zu nahe liegt, um irgend eine Partei von der Nothwendigkeit einer selbständigen Kritik zu entbinden. In Frankreich haben denn auch weder die Legitimisten noch die Orleansisten, weder die Bonapartisten noch die Socialisten verabsäumt, sie zum Gegenstande eines Dogmas zu machen, welches ebenso unerschütterlich ist, wie etwa dasjenige über das Verhältniß des Staates zur Kirche oder zur Gesellschaft. Auf das erheblicste weichen diese Dogmen von einander ab, indeß über einen Punkt kommen bis heute alle Franzosen von rechts und links her, Guizot

und Rochefort, Gambetta und Napoleon III., überein: daß das französische Volk aus eigener Kraft seinen heiligen Boden der Coalition des feudalen Europas wieder entriß, um hierauf einen beispiellosen Triumph über dieselbe zu feiern.

Für die vielgerühmte deutsche Gründlichkeit ist es in hohem Grade beschämend, daß diese Theorie ein halbes Jahrhundert dießseits des Rheines gläubig nachgebetet wurde. Alle Parteischattirungen der Franzosen hatten eine originale Meinung über die große Umwälzung formulirt, die Deutschen bezogen die ihrige, wie etwa einen Modestoff, von Paris — ein Zustand schmachvoller Abhängigkeit, dessen Wiederkehr die Siege von 1870 hoffentlich für immer unmöglich gemacht haben!

Ungefähr gleichzeitig, Anfangs der 50er Jahre, wurde die Alleinherrschaft der französischen Tradition durch zwei deutsche Forscher, Ludwig Häusser und Heinrich von Sybel gebrochen. Der erstere ist, nachdem er sein Meisterwerk, die „deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes“, in dritter Auflage vollendet hat, von uns genommen, der letztere hat so eben eine Fortsetzung seiner „Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795“ unter dem etwas veränderten Titel „von 1789 bis 1800“ der Doffentlichkeit übergeben; die zunächst vorliegende erste Abtheilung des vierten Bandes umfaßt außer dem Jahre 1796 die letzten Monate von 1795 und die ersten von 1797. In einem Augenblicke, wo draußen unsere Heere von Sieg zu Sieg eilen, muß es für die daheim Zurückgelassenen tröstend sein, hier zu sehen, wie der nationale Geist seine Triumphe nicht nur auf den Schlachtfeldern feiert.

Wenn man die beiden Werke von Mignet und Thiers liest, welche die französische Tradition über die Revolution am getreuesten wiedergeben, so erstaunt man über die Leichtfertigkeit der Forschung, die Oberflächlichkeit der Auffassung und das Phrasenhafte der Darstellung; man fühlt sich angewidert von diesen ewigen Lobpreisungen der großen Nation und den heuchlerischen Tiraden gegen das alte Europa, von der steten Bereitwilligkeit, auch für die ärgsten Schandthaten eine Entschuldigung zu ersinnen und von der an muhamedanischen Fatalismus streifenden Anbetung des Erfolges. Die außerordentliche Verbreitung beider Bücher auch außerhalb Frankreichs wäre unbegreiflich, wenn sie nicht neben vielen Fehlern einige Vorzüge aufzuweisen hätten: eine allgemein verständliche, sauber geglättete und geschliffene Sprache und die Einheit der Auffassung, welche der Masse der Halbgebildeten mehr imponirt als die Wahrheit, auf deren Kosten sie in diesem Falle erkauft ist. So weit der Geist unseres Volkes von dem des französischen, ist auch H. von Sybel von seinen französischen Vorgängern verschieden. Der solide Unterbau der Forschung, hier, wo nicht ganz vermißt, doch deutliche Spuren von Unlust

des Baumeisters zeigend, muß dort auch solche Beschauer wohlthuend berühren, welche in den Arbeitsstätten der historischen Wissenschaft weniger zu Hause sind. Welche Riesenarbeit hat es gekostet, ehe das rohe, unbehauene Material aus den Archiven von London und Neapel, Paris und Berlin, dem Haag und nun endlich auch Wien zusammengetragen war, ganz zu geschweigen von den tausenden bereits gedruckter Urkunden und Briefe, Reden und Relationen. Noch deutlicher wird der Unterschied bei der Handhabung der Kritik, der eigentlichen Waffe der geschichtlichen Wissenschaft unsres Jahrhunderts. Deutschen Ursprungs, gibt sie seit den Tagen Wolff's und Niebuhr's dem deutschen Forscher das entscheidende Uebergewicht über die Fremden, welche auch in der Darstellung der Revolution die Scheidung des Achten und Unächtigen, die Vergleichung der Quellen untereinander und ihre Prüfung am Maßstabe der Urkunden nicht nur selber unzählig oft unterlassen, sondern auch noch anderen durch gewissenlose Fälschung, wie z. B. der Briefe von Marie Antoinette, erschwert haben. Mit seinem Lehrer Ranke theilt Sybel die Gabe der Charakteristik und gewinnt damit einen weiteren Vorsprung vor den französischen Rivalen, deren Zeichnungen in der Regel erschrecklich plump und schablonenhaft ausfallen und nur mit Hilfe des Farbetopfes der Rhetorik etwas aufgestutzt sind. Und das Lob einer geschmackvollen Form, welches sonst nicht ohne Grund ihren historischen Schriften im Vergleich mit den unsrigen gespendet wurde, müssen sie heute zum wenigsten mit uns theilen; denn wir möchten den sehen, welcher sich zu den akademischen Cadenzen von Thiers mehr hingezogen fühlte, als zu dem Style Sybels, der bei einem wahrhaft classischen Ebenmaße und Glanze doch der das Herz zumeist bewegenden individuellen Färbung nicht entbehrt. Endlich — und dies ist in unsern Augen nicht das geringste — Sybel hat es aufgegeben, was noch so manchem als das Ideal des Historikers gilt, seinen Standpunkt in den Wolken zu nehmen und die Dinge dieser Welt aus der Vogelperspective zu betrachten: er nimmt, hierin einmal dem Beispiele der Franzosen folgend, in einem doppelten Sinne, national und politisch, Partei; nur steht er nicht auf dem schwankenden Grunde philosophischer Doctrin, sondern auf dem festen Fundamente empirischer Forschung.

Er nimmt im nationalen Sinne Partei, d. h. er erklärt sich gegen jenen Mythos von der Besiegung der Coalition durch das französische Volk, indem er seine völlige Haltlosigkeit erweist. Die Mächte des alten Europas sind nicht durch die levée en masse, sondern durch gegenseitiges Mißtrauen aus Frankreich hinausgetrieben worden. Was vor Sybel in gar keinen oder in einen sehr lockeren Zusammenhang mit den Vorgängen im Westen gebracht wurde, die zweite und dritte Theilung Polens, ist der eigentliche Schlüssel für das Verständniß der kriegerischen Operationen am Rhein in den Jahren

1792 bis 1795; die rückgängigen Bewegungen der deutschen Heere haben eine diplomatische und nicht eine militärische Veranlassung; denn bis auf die Tage Bonaparte's hat der deutsche Soldat den französischen fast ausnahmslos geschlagen. Und wie bewundernswürdig auch immer dieses Genie bleibt, dem die Coalition absolut nichts Ebenbürtiges an die Seite stellen konnte, so ist doch jetzt sonnenklar, welchen erheblichen Antheil an seinen Triumphen die Uneinigkeit der Gegner hatte. Als Bonaparte im Frühjahr 1796 den Feldzug von der genuessischen Riviera aus begann, war sein Heer — das ist trotz aller Ablehnungen seiner Schleppträger unzweifelhaft — dem austro-sardischen an Zahl ungefähr gewachsen; dies Verhältniß wäre in der empfindlichsten Weise geändert worden, wenn der österreichische Minister Thugut sich hätte entschließen können, von den 80,000 Mann, welche er im letzten Sommer für den Fall eines preussischen Krieges in Böhmen, Mähren und Galizien aufgestellt hatte, einen Theil nach Italien zu dirigiren. Aber noch zankte er mit Preußen wegen der Grenzregulirung in den lezthin erbeuteten polnischen Landen, er ließ Italien entblößt, aus Furcht vor demselben Gespenste preussischen Verrathes, welchem er 1794 Belgien und 1795 das linke Rheinufer geopfert hatte. Ähnliche, wenn auch minder große Eifersucht, erfüllte ihn gegen Sardinien: er weigerte dem König Victor Amadeus den Oberbefehl, täuschte ihn über die Stärke des österreichischen Heeres und wies die Besprechung eines gemeinsamen Operationsplanes von sich; kein Wunder, wenn nach den ersten Erfolgen Bonapartes der König nicht, wie er sehr wohl konnte, die Rolle seines Ahnherrn im spanischen Erbfolgekrieg spielte, sondern sich dem Steger in die Arme warf. Es war das Mißtrauen gegen Oestreich, welches hier so gut wie bei den übrigen Staaten Italiens den Ausschlag gab. Die Republik Venedig wußte zwar, so viel bekannt ist, nicht, daß der österreichische Minister und die russische Kaiserin ihr in der Petersburger Declaration vom 3. Januar 1795 das Schicksal Polens in Aussicht gestellt hatten, aber die Grundsätze großer Staaten lassen sich nun einmal trotz aller Künste der Diplomatie nicht verheimlichen: Venedig merkte genug, um dem Schlimmsten, einer unbewaffneten Neutralität, den Vorzug vor einem Anschlusse an den Kaiser zu geben. Was sollte vollends das Oberhaupt der römischen Kirche von dem advocatus ecclesiae denken, wenn dessen erster Minister — wie sich jetzt aus der Publication eines eifrigen Oestreichers, des Hauptmanns Bivenot, ergibt — Ende 1796 die Aufrichtung der päpstlichen Wappen in den Legationen, falls sie den Händen der Franzosen entrisßen würden, verbot?

Diese Enthüllungen müßten, wenn man überhaupt in Frankreich ein deutsches Buch läse, die gläubigen Bonapartisten wenig erbauen; in ihrem Evangelium, den Memoiren des Meisters, die übrigens in einer wahrhaft kläglichem Weise von den französischen Darstellern dieser Epoche, mit fast ein-

ziger Ausnahme Lanfrey's, abgeschrieben werden, steht natürlich nichts von alle dem. Vielmehr erscheint der General Bonaparte hier wie ein Halbgott, welcher kaum noch an irdische Verhältnisse gebunden ist, welchen keine Constellation der Politik und keine Schwäche des feindlichen Heeres zu begünstigen braucht, neben dem jedes andere Verdienst erbleicht. Glücklicher Weise haben aber noch andere Leute Memoiren geschrieben, und aus denen Massena's erseht man, daß Bonaparte doch keineswegs immer so siegesgewiß und schnell entschlossen war, wie er sich selber unter der Maske der Objectivität, hierin einmal dem Vorbilde Cäsars folgend, gepriesen hat. So verdiente sich z. B. Augereau den Herzogstitel von Castiglione nicht nur durch die vor den östreichischen Batterien bewiesene Tapferkeit, sondern auch durch den Zuspruch, womit er vor der Schlacht den Oberbefehlshaber in einem höchst kritischen Moment zum Ausharren bestimmte.

Kaum geringere Beachtung, wenn auch keinen größeren Glauben, verdient eine andere Behauptung aus derselben Sphäre. Wie die Legenden des Mittelalters nie unterlassen, die kirchliche Gesinnung des Heiligen schon an einigen erbaulichen Zügen seiner Jugend zu erweisen, so muß natürlich der Heilige der Bonapartisten bereits in der Wiege und auf der Schulbank der großen Nation angehört haben. Mit einer wahrhaft komischen Aengstlichkeit wird da eingeschärft, daß er nicht 1768, wo sein Heimathland von Genua an Frankreich abgetreten wurde, sondern erst das Jahr darauf das Licht der Welt erblickte, als ob unter dem Lilienbanner bloß gute Franzosen hätten geboren werden können. Wenn nur nicht der spätere Imperator in einer Anwandlung conservativer Gesinnung schriftliche Aufzeichnungen aus seiner Jugendzeit sauber in ein Packet gebunden und versiegelt hätte, welches dann später der böse Monsieur Libri der Deffentlichkeit preisgegeben hat. Fast sollte man meinen, irgend ein Nebelwollender habe diese theils italienisch, theils in mangelhaftem Französisch geschriebnen Documente gefälscht; so unehrerbietig spricht hier „der größte Sohn Frankreichs“ von seinem Vaterlande. Was schreibt er noch im Jahre des glorreichen Bastillesturms an den corssischen Freiheitshelden Paoli: „Ich wurde geboren, als das Vaterland (er meint nämlich Corsica) unterging. 30,000 Franzosen, auf unsre Küsten ausgespieen (vomis), welche den Thron der Freiheit in Strömen Blutes ertränkten: das war das verhaßte Schauspiel, welches sich zuerst meinen Blicken darbot.“ Und wie redet er in einer Geschichte Corsica's seine „Landsleute“ an! „Franzosen, ihr seid nicht zufrieden, uns alles geraubt zu haben, was wir lieb hatten, ihr habt auch unsre Sitten verdorben! Der jetzige Zustand meines Vaterlandes und die Unfähigkeit ihn zu ändern, sind für mich ein neuer Grund, ein Land zu fliehen, wo ich durch die Pflicht gezwungen bin, Leute zu loben, welche ich in Wahrheit hasse.“ Corsica also hat er mit aller

Gluth geliebt, deren ein Südländer fähig ist, und ihm erst 1793 den Rücken gekehrt, als Paoli durch Anrufung der Engländer seinem Ehrgeize die Bahn zu versperren drohte; damals begann er gegen das Ideal seiner Jugend den Krieg. Er unterlag, und als ein heimathloser Abenteuerer, geächtet und beraubt, betrat er den Boden Frankreichs. Wenn er dann zum Schauplatz seiner Siege Italien erwählte, während er doch später zwei Mal den östreichischen Staat von Süddeutschland aus angegriffen hat, so mag man hierin den letzten Widerschein seiner alten Sympathieen erblicken; groß waren sie freilich nicht mehr, sonst würde er schwerlich kalten Blutes diejenigen, welche er so eben vom Joche der „Fremdherrschaft“ befreit hatte, haben ausplündern und niedermetzeln lassen. So ist er erst Corse, nachmals Imperator gewesen, nie Franzose. Es wäre auch ein psychologisches Räthsel, wie Jemand ein politisches System auf den Lastern seines eigenen Volkes hätte aufbauen können.

Neben der bonapartistischen Legende geht, zum Theil mit denselben, zum Theil mit entgegengesetzten Tendenzen, stets aber gleich dreist und anspruchsvoll, die republikanische. Ueber das Directorium behauptet sie, seine Mitglieder wären von den lautersten und edelsten Absichten für ihr Vaterland beseelt gewesen und es sei ein unsterbliches Verdienst von Carnot und Barras — denn diesem wird meist der vorwiegende Einfluß zugeschrieben, welchen in Wahrheit Robespierre ausübte — daß sie die Errungenschaften der Revolution von Anfang an tapfer gegen die Uebertreibungen der Jakobiner und die Reactionsversuche der Royalisten vertheidigt und schließlich durch den Wechsel der Zeiten hindurch gerettet hätten. Dem gegenüber befindet sich der deutsche Forscher in einiger Verlegenheit, ob er nicht der Einbildungskraft der Republikaner den Preis vor den Bonapartisten ertheilen soll. Wenn man die barbarischen Gesetze studirt, mit welchen die jakobinische Majorität des Conventes Frankreich beschenkt hatte, und dagegen alles das hält, was im ersten Jahre der neuen Regierung geschah, so erstaunt man über den geringen Unterschied in allen Principienfragen. Da es in Frankreich Modesache ist, mit dem Convente zu liebäugeln — hat doch sogar der orleanistische Thiers in Consequenz seiner fatalistischen Geschichtsauffassung nicht so sehr viel gegen die Männer des Schreckens einzuwenden —, so wollen wir dem ergreifenden Bilde, welches Sybel im 1. Capitel seines Buches von dem Frankreich des Jahres 1795 entwirft, einige Züge entnehmen. Damals war in Frankreich die Sicherheit der Person nicht größer als etwa in der Türkei, da die Eintragung in die Emigrantenlisten, welche der Achtung gleich kam, jeder niederen Verwaltungsbehörde überlassen war. In den Augen des Gesetzes war die Ehe kaum noch mehr als ein Spaziergang oder ein Zechgelage, die Frau nur eine von Hand zu Hand gehende Luxuswaare; das

Erbrecht der natürlichen Kinder galt jenem der ehelichen in jeder Beziehung gleich. Die Pest des Papiergeldes inficirte alle wirthschaftlichen Verhältnisse: denn der Pächter prellte den Eigenthümer, der Schuldner den Gläubiger, der Staat die Beamten, indem er seinen Verpflichtungen nicht in Courant, sondern in Assignaten nachkam. Die Priester, welche nur den Eid auf die Civilconstitution des Clerus weigerten, aber der Regierung Gehorsam angelobten, verfelen doch dem Strafgesetze. Die alten Schulen waren zertrümmert, neue nicht errichtet, so daß das souveräne Volk ohne Bildungsmittel war. Dazu verarmten, abgesehen natürlich von Paris, die Communen, es geschah nichts, weder für Straßen und Canäle, noch für Hospitäler und Gefängnisse. Am schmähtlichsten verfiel die Rechtspflege, einzelne Tribunale fielen aus Mangel an Lebensmitteln ihre Thätigkeit ein.

Wenn aber — sagt Sybel sehr schön — der politische Fortschritt den Bürger von Haus und Hof verjagt, so wird der Bürger der Politik und dem Fortschritte den Rücken kehren. Der Masse des Volkes war die Frage der Staatsform, ob Republik oder Monarchie, völlig gleichgültig geworden; ehe es in Freiheit leben wollte, wollte es überhaupt leben; es hätte jeden Despotismus auf sich genommen, welcher ihm die Sicherheit von Gut und Blut, die Möglichkeit von Erwerb und Bildung zurückgab. Eine pflichtgetreue Regierung hätte hier ein unermessliches Arbeitsfeld und auf demselben die glänzendste Rechtfertigung und Bürgschaft ihres Bestandes gefunden: das Directorium dachte und handelte anders. Ihm war oberstes Princip, die Herrschaft der eigenen Partei zu behaupten, und da diese im Wesentlichen aus den alten Jakobinern bestand, so hielt es auch an allen Irthümern und Ausschreitungen der Schreckenszeit fest, nur ihre äußersten Consequenzen, die unverhüllt communistischen Gesetze abweisend. Erst als die Vertreter dieses Extremis, Babeuf und seine Genossen, das Leben der Machthaber mit einem vernichtenden Angriff bedrohten, lenkten sie, wenn auch widerstrebend, in die Bahnen einer rechtlichen und geordneten Politik ein.

In dieser Auffassung des Directoriums kommt Sybel fast durchweg mit Barante überein, demjenigen Autor, welcher mit Tocqueville das meiste in Frankreich für eine unbefangene Beurtheilung der Revolution gethan hat, aber natürlich durch das Pathos und die Gesinnungstüchtigkeit der Thiers und Mignet, Lamartine und Blanc in den Schatten gestellt worden ist. Zu einer erschöpfenden Würdigung auch der auswärtigen Politik des Directoriums ist freilich Barante nicht gelangt, hauptsächlich weil ihm das erforderliche Material der fremden Archive fehlte, indeß in der Beurtheilung der Motive, welche die neue Regierung zur Fortsetzung des Krieges bestimmten, berührt er sich wieder mit dem deutschen Forscher. Der Friede war die unerläßliche Voraussetzung für jede Besserung im Innern: er wurde schmöde zurückge-

wiesen, weil das Interesse der revolutionären Faction durch ihn compromittirt worden wäre. Die Vertheidigung des heiligen Bodens von Frankreich, die Ehre des Vaterlandes, das Wohl der Republik hätten dann nicht mehr zur Rechtfertigung des Terrorismus angerufen werden können; die gemäßigten und liberalen Meinungen hätten eine unwiderstehliche Kraft erlangt, die Männer des 21. Januar entthront und sich der Regierung bemächtigt. Es war 1796 nicht anders als 4 Jahre früher und 74 Jahre später.

Man würde irren, wenn man meinte, daß mit dem Gesagten der reiche Inhalt des Buches auch nur annähernd erschöpft sei. Es wäre noch zu reden von der Stellung Englands, von der Politik des großen Pitt, dessen Bild durch französischen Nationalhaß so abscheulich verunstaltet ist und hier nach Macaulay's Vorgang zu verdientem Glanze erneuert wird, namentlich aber von den Angriffen, welche Sybel's Auffassung der österreichischen Politik von großdeutscher Seite her erfahren hat. Indes einmal werden die entscheidenden Punkte dieser Controverse erst im folgenden Bande besprochen werden, und dann wollen wir uns, da diese Zeilen einmal eine Wendung auf die Gegenwart genommen haben, die Einheit des Bildes nicht stören lassen durch die Erinnerung an einen häuslichen Zwist.

Wir sehen Frankreichs Staats- und Volksleben einem, wie es scheint, unaufhaltsamen Verfall erliegen; den tiefer Blickenden kann es nicht entgehen, daß derselbe alten Ursprungs ist. Er begann, als dem Gözen der Gleichheit die Freiheit geopfert und das Bewußtsein der Pflicht in dem Volksgesühl des vermeintlichen Rechtes erstickt wurde; darum erweckt heute die Betrachtung der französischen Revolution ein überwiegend pathologisches Interesse, wenn anders es gestattet ist, diesen Ausdruck auf die sittliche Welt und das Walten der Freiheit anzuwenden. Deutschland ist einen anderen Weg gegangen. Wir haben keinen 10. August und 21. Januar zu bereuen, und Niemand wird es beklagen, daß wir auch der Segnungen einer großen Epoche, welche nur für den engen Gesichtskreis verblendeten Nationalstolzes in der Staatsumwälzung des Einen Volkes aufgeht, nicht in dem Taumel einer Augustnacht, sondern auf dem sicheren Wege steter Reform theilhaftig geworden sind und noch werden.

Berlin, November 1870.

Max Lehmann.